

VON PETER UNFRIED

Armin Nassehi landet mit dem Abendflug aus Köln in Berlin-Tegel. Kleiner Koffer, großes Lächeln. Er war die Woche über in struktur-akademischen Angelegenheiten unterwegs. Weil im Auto auch noch ein wichtiger Fußballjournalist sitzt, gibt er sich umgehend als Schalke-Fan zu erkennen. Trotzdem ist er voll fußballdiskursfähig.

Nassehi, Jahrgang 1960, ist Soziologieprofessor in München und Herausgeber des legendären *Kursbuch*s, das in diesem Jahr 50. Geburtstag feiert. Es wurde 1965 von Hans Magnus Enzensberger und dem Suhrkamp-Lektor Karl Markus Michel gegründet und war 1968 und in der Folge das wichtigste Theorieorgan der Kulturlinken und marxistisch orientierten Außerparlamentarischen Opposition (APO) der Bundesrepublik.

Wenn man etwas „legendär“ nennt, ist das häufig gleichbedeutend mit: der Gegenwart entrückt. Tatsächlich war das *Kursbuch* 2008 eingestellt wor-

„Will man mit Kritik etwas erreichen, muss man die real existierenden Ressourcen, die da sind, reflektieren“

ARMIN NASSEHI

den, ehe die Verleger Sven Murmann und Peter Felixberger es 2012 mit Nassehi als Herausgeber wiederbelebten. Aber wie kann ein Format des 20. Jahrhunderts, eine Vierteljahresschrift voller Essays, eine Teilgesellschaft in einer anderen technologischen und politischen Verfasstheit geistig erregen – oder geht das gar nicht?

„Das ist die Frage, die wir uns auch stellen“, sagt Nassehi später bei Schnitzel und Rosé. „Wenn man es ernst nimmt, ist das nicht mal 20. sondern 19. Jahrhundert. Lange Texte auf Papier, die Form der klassischen Intellektuellen.“ Er ist kein Riese und auch nicht dünn, trägt den Kopf haarfrei, seine Stimme hat Ruhrgebietsfärbung, was dem Aufwachsen in Gelsenkirchen geschuldet ist. Geboren ist er in Tübingen als Sohn einer Schwäbin und eines Iraners. Ein schwarzes Hemd hat er an, sonst wirkt er unszenariert.

Sein *Kursbuch* stehe für Revitalisierung von Intellektualität, sagt er. Aber es steht nur dafür, das weiß er auch. Und er weiß, dass die alten Zeiten unwiederbringlich vorbei sind, obwohl zuletzt einige bemerkenswerte Ausgaben erschienen sind (etwa „1964“, „Ist Moral gut?“, „Rechte Linke“). Der Titel des Jubiläumshäftes lautet dementsprechend „Das Kursbuch. Wozu?“ Das ist gleichzeitig hart und kokett und entspricht Nassehis Entspanntheit und Selbstironiefähigkeit. Peter Felixberger, seit diesem Jahr Mitherausgeber, und er

versuchen das „Dazu“ zu begründen über ein Nichtfestgelegtsein auf „das Richtige“ und ein Gespür für das Thema.

Gerade ist *Kursbuch* 183 erschienen und es heißt passgenau: „Wohin flüchten?“. Darin erklärt er den Hass mancher Menschen gegen primär ökonomisch motivierte Flüchtlinge als Folge des Verständnisses ungegerechtfertigter Privilegierung (Taschengeld- und Handyrespektiments), weil entkoppelt von ihrem Lebensverständnis, dass staatliche Leistungen an Arbeit gekoppelt sind.

Zu Spitzenzeiten 1970 verkaufte *Kursbuch* 20.000 Exemplare, die Leute stritten in den berühmten WG-Küchen über Texte, Autoren und Theorien. Der Coup damals war, sagt Nassehi: „Das Intellektuelle ist in die Lebenswelten reingeknallt.“ Sex, Drogen, Rock 'n' Roll, Emanzipations- und Lustbewegungen, alles theoretisch durchdrungen. Auch moralische Restriktionen im Handeln, Kaufen, Sagen, Denken: Was darf man, was auf keinen Fall? Grundsätzlich schien alles klar und übersichtlich: gut wir, böse die. Texte hießen zum Beispiel: „Die Avantgarde der Studenten im internationalen Klassenkampf“. Einer der frühen Autoren war Fidel Castro.

Eine Intellektuellenzeitschrift heute kann die enger gewordenen Grenzen des Mediums nicht sprengen. Sie kann auch die dramatische Veränderung in puncto gesellschaftliche Stichwortgeber nicht ad absurdum führen. Die Wirkungskräfte der Gegenwart sind Fernsehclowns (das ist nicht despektierlich gemeint) mit maximaler Digitalreichweite wie Oliver Welke und Jan Böhmmermann.

Theoretische Prüfung

Theorie kennen sie schon auch – aus der Führerscheinprüfung. Ihr Publikum schätzt sie als witzig und intelligent. Wie auch sich selbst. Aber auch die Zeitungsfeuilletons wollen Raketen auf Facebook zünden. Der übliche Reflex wäre nun larmoyanter Kulturpessimismus, aber so ist Nassehi eben nicht drauf. Der klassische Nachkriegs-Linkstheoretiker, das beschreibt Hannelore Schläffer in der Jubiläumsausgabe, gilt nach 1989 durch den Zusammenbruch des Sozialismus als desavouiert und etwas blind für die Realität: Alles drängt in den Kapitalismus, nicht heraus. Nun war der Linksdenkler zwar beileibe nicht der einzige Blinde. Aber von ihm hätte man halt mehr erwartet. Dementsprechend hätten seine Publikationsorte an Wert verloren, auch Zeitungen.

Für Nassehi ergeben sich daraus zwei fundamentale Veränderungen, um in der Gegenwart relevante Kritik üben zu können, in der es die bipolare ideologische Welt nicht mehr gibt, aber dafür die digitale. Erstens: nicht mehr vor einem weißen Blatt Papier sitzend kritische Idealwelten („Utopien“) entwerfen, sondern seine Sprecherrolle

Der Intellektuelle muss ein Übersetzer sein

REVITALISIERUNG Wozu braucht es Intellektuelle, wenn wir Fernsehclowns haben? Der Soziologe und *Kursbuch*-Herausgeber Armin Nassehi sucht einen Weg jenseits von rechts und links



Empathie, Interesse, Bereitschaft zum konstruktiven Nebeneinander: Armin Nassehi Foto: Wolfgang Borrs

verändern. „Will man mit Kritik etwas erreichen, muss man die real existierenden Ressourcen reflektieren, die da sind.“ Das ist der Satz, der die einen jubeln lässt – und die anderen abkotzen. Er fügt noch einen hinzu: „Der Intellektuelle muss heute eher ein Kybernetiker sein, um mit den Wirkkräften der Gesellschaft umgehen zu können.“

Was Nassehi damit meint, steht in seinem aktuellen Buch „Die letzte Stunde der Wahrheit“ (Murrmann). Untertitel: „Warum rechts und links keine Alternativen mehr sind.“

Damit wir uns nicht falsch verstehen: Für Rechts gebe es normativ keine Begründung. „Aber das Böse ist auch in uns, nicht nur in den bösen Glatzköpfen. Obwohl, das kann ich jetzt schlecht sagen.“

Vor allem: Man könne Gesellschaft mit Rechts-links-Denken nicht beschreiben. Auch ihn beunruhigt, dass es in Europa verstärkt Bedarf gibt, die Welt rechts zu sehen, also über Homogenität von Rassen, Nationen, Religionen. Aber auch das Festhalten am klassischen Linken sei

nur der Versuch, die Komplexität der Realität zu dämpfen.

Herkunft und Besitzverhältnisse strukturieren die Welt, klar, aber Kapitalismuskritik bringt es nicht. Weil es die Realität der Gesellschaft verfehlt in der Reduzierung auf das wirtschaftliche System und im Phantasma, die Gesellschaft „umbauen“ zu können; und gleichzeitig an eine Adresse gerichtet sei, „wo niemand die Post liest.“ Die moderne Gesellschaft besteht aus verschiedenen, sich reproduzierenden

Systemen. Jedes hat eine eigene Sprache, eigene Ziele (z. B. Macht in der Politik) und eine eigene, eingeschränkte Weltsicht. Was politisch sinnvoll ist, kann wirtschaftlich falsch sein. Ein Grexit kann eine soziale Katastrophe sein – und ökonomisch nicht komplett bescheuert. Der linke Ölscheichkapitalismus in Lateinamerika: sozial ein Fortschritt, ökologisch ein Desaster. Oder wenn Kinderarbeit Familien ernährt und ein Verbot ihre Überlebensbasis zerstört.

Verteilte Intelligenz

Nassehi will nicht so tun, als gebe es einen Punkt, von dem aus die Unterschiede zu steuern oder gar zu synchronisieren wären (die richtige Koalition, die richtige Politik, die richtige Ideologie, die richtige Moral). Was bleibt? Für Nassehi ist das ganz heiße Ding der Gegenwart: verteilte Intelligenz als Absage an die Illusion, es gäbe einen Zentralrechner. Übersetzung statt Integration. Die Komplexität akzeptieren, aus dem einen System in das andere übersetzen und dadurch die Basis herstellen, dass noch was geht. Der Kritiker von heute ist Übersetzer. Für Nassehi ein Begriff, in dem sehr viel steckt: Empathie, Interesse, Bereitschaft am einzig möglichen Zusammen; einem konstruktiven Nebeneinander.

Der Medientheoretiker Norbert Bolz hat das als „Luhmann Light“ abgetan. Als „Soziopoese“. „Die Rezension war eine Frechheit“, sagt Nassehi. Schrieb er ihm auch. Das sei eben eine akademische Borniertheit, die es immer schon weiß und sich auf verteilte Intelligenz gar nicht erst einlässt. Nassehi ist kein Weggefährte des Bielefelder Professors und war auch kein Hirn-Groupie. Persönlich traf er Luhmann nur zwei Mal. Es stimmt aber, dass dessen Systemtheorie für ihn zentral ist. Vereinfacht gesagt, geht es da um ein Modell zum Verstehen der Komplexität der Welt über Systeme, das sind Sinn- und Kommunikationseinheiten wie Familie, Partei oder Staat. Aber erstens sei es ja gerade der tiefere Sinn dieses Buchs, aus der Soziologie zu übersetzen für Leute, die nicht in den Verästelungen der Systemtheorie drin sind: nicht zu komplex beschreiben, wie komplex alles ist. Zweitens stimme der Vorwurf auch inhaltlich nicht. „Eliten müssen heute Übersetzungskompetenz besitzen“, sagt er. „Unterschiedliches zusammendenken.“

Im übrigen sei er nicht fußballdiskursfähig, obwohl er Schalke-Fan sei. Sondern weil.

■ Armin Nassehi: „Die letzte Stunde der Wahrheit. Warum rechts und links keine Alternativen mehr sind und die Gesellschaft ganz anders beschrieben werden muss“. Murrmann Verlag, Hamburg 2015, 240 S., 20 Euro

■ Peter Felixberger/Armin Nassehi (Hrsg.): „Kursbuch“ 183: „Wohin flüchten?“, Murrmann Verlag, Hamburg 2015, 192 S., 19,99 Euro

BERICHTIGUNG

In unserem Autorenporträt von Clemens J. Setz wird er als Synästhetiker geoutet, für den Zahlen Farben haben. Vielleicht hätte man sich denken können, dass er eine besondere Beziehung zu Farben hat: „Indigo“ hieß sein 2012 erschienener Roman. Darin ging es um Kinder mit unheimlich spirituellen Fähigkeiten. Als Synästhetiker ist Setz natürlich in bester Gesellschaft mit Franz Liszt, Jean Sibelius und Wassily Kandinsky.

UNTERM STRICH

Colin Faver ist tot. Der Pionier der britischen Technoszene der späten Achtziger und frühen Neunziger starb in seiner Heimatstadt London. Bekannt wurde Faver schon in den Siebziger, als er im Ostlondoner Punkplattenladen Small Wonder Records arbeitete, aus dem auch ein Label gleichen Namens hervorgehen sollte und etwa die ersten Platten von The Cure, Crass und Bauhaus veröffentlichte. Als DJ begann Fa-

ver Anfang der achtziger Jahre im Camden „Palace“ aufzulegen, etwas später wurde er Teil des Veranstaltungskollektivs Final Solution und promotete Konzerte von Künstlern der Postpunk- und Industrialszene. Außerdem war Faver mitbeteiligt an der Gründung des Londoner Piratenradiosenders Kiss FM, wo er lange Jahre auf Sendung war. Schließlich produzierte er auch eigene Tracks und gab Compilations heraus. Nicht be-

kannt sind die Umstände des Todes und das Alter von Colin Faver.

Gestorben ist auch „der Mann mit dem Horn“, der jamaikanische Posaunist Rico Rodriguez. Er wurde 80 Jahre alt. Der popkulturellen Öffentlichkeit war Rico seit seinem Mitwirken am Hitsong „A Message to you Rudy“ von The Specials ein Begriff. Rechtzeitig zum Ska-Revival Ende der siebziger Jahre wurden in Großbri-

tannien die Wurzeln von Reggae, Ska, Mento und Bluebeat – ausgegraben, und damit traten auch eine ganze Reihe damals in Vergessenheit geratener Musiker wieder auf den Plan. So auch Rico Rodriguez, der auf Kuba geboren wurde, aber in Jamaika aufwuchs. Seine Familie war mit dem Perkussionisten Count Ossie befreundet, an dessen Signatursong „Oh Carolina“ Rico ebenfalls mitwirkte. 1960 emigrierte der Posaunist

nach Großbritannien und gründete eine Skaband, die mehrere Singles veröffentlichte. Bekannt wurde er erst Mitte der siebziger Jahre mit seinem Soloalbum „Man from Wareika“. Die Posaune gehört bekanntlich zu den Blechblasinstrumenten, und Ricos schmetternde Spielweise, der schaukelnde, zwischen Reggae, Ska und Jazz changierende Stil, klingt unnachahmlich. „Die Legende lebt weiter, R.I.P., lieber Rico“, twitterten The Specials.